In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 144. Posen, den 26. Juni 1928. 2. Jahrg.

Fräulein Eulenspiegel.

Ein lustiger Roman von C. K. Roellinghoff.

17. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Als er hinunterkam, fand er Neidberg und den Onkel bereits auf der kleinen offenen Terrasse, die auf den See hinausging und von warmer Nachmittagssonne übergossen war, beim Kaffee.

Ganz nahe am Ufer fuhr ein breiter Fischernachen vorüber und der Lenker rief Neidberg zu:

„Magst frische Renken, Neidberger? Pfünderl fünfe werdn's scho sei. Magst oder net?“

Neidberg nickte zustimmend und verwies den Fischer an die Küche.

Wildhorn hielt es trotz allen innerlichen Sträubens, für angebracht, nach der Tochter des Hauses zu fragen.

„Richtig!“ rief Neidberg. „Das hab ich ja ganz vergessen! Wo, zum Deibel, stecken denn die Mädels!? Anna! Anna!!!“

Das Dienstmädchen kam gelaufen.

„Sagen Sie mal, Anna,“ fragte Neidberg, „wo sind denn eigentlich die jungen Damen hin?“

Anna verwickelte die großen Hände in ihrer Schürze und antwortete unter albernem Grinsen:

„Die Fräuln Sigrid, die is z'erscht furtganga. Und nacha is d' Fräuln Mädie aa furtganga. Und d' Fräuln Mädie hat g'sagt, es werd der Herr Hofrat mit am Herrn Baron kemma. Und dem Herrn Baron, dem werd i scho derkenna, weil dees a junger is. Und d' Fräuln Mädie laßt sagn, daß 's am Wallberg auffiganga is, und daß hübsch stad genga tuat, und daß der junge Herr Baron nachkemma sollt, und daß 's auf eahm wartn tuat bis er aa nauffikemmat . . .“

Und wieder lachte das Mädchen verschämt und züchtig, wie sich's für ein schmuckes bayerisches Dirndl gehört.

Neidberg winkte ihr ab und wendete sich zu Wildhorn:

„Ja, lieber Dichter, wenn ich Ihnen dieses Hindostanisch übersetze, dann heißt das soviel, als daß meine Tochter einen kleinen Spaziergang auf den nahen Niederstein — wenn Sie sich halbrechts umdrehen, dann sehen sie ihn — unternommen hat und sich freuen würde, wenn Sie nachkommen würden. Für unsere zwei Paar alten Beine ist das wohl nichts mehr, wie, Gendelinchen?“

„Gott soll schützen!“ sagte Gendeli aufrichtig entsetzt.

„Also,“ fuhr Neidberg fort, „wenn Sie meinem Töchterchen den Gefallen tun und außerdem einen schönen Ausblick von da oben genießen wollen, dann machen Sie sich nur gleich auf. Sie können sie nicht verfehlen, um die Zeit gehen keine Fremden mehr auf die Niederstein hinauf, diese Katerideen bleiben voll und ganz dem Neidbergmädel vorbehalten.“

Wildhorn erhob sich. Es war ja ganz gleichgültig, wann dieses Zusammentreffen vor sich ging. Und lieber war es ihm auf jeden Fall, wenn es unter vier Augen stattfand.

„Gewiß, Herr von Neidberg,“ sagte er, „ich gehe natürlich gleich hin . . .“

Gendeli nickte beifällig. So gefiel ihm der Neffe.

Neidberg führte Wildhorn auf die Straße hinaus und beschrieb ihm den leicht zu findenden Weg zum Niederstein.

Wildhorn schlug ein flottes Tempo an. Hätte der Onkel in seine Seele blicken können, so hätte er wohl kaum Beifall genickt. Denn Wildhorns hatte sich unbändige Kampfeslust bemächtigt. Er hatte diese ganze Heiratskomödie satt und würde dem ehrenwerten Fräulein von Neidberg-Simmring, das sich nicht genierte, ihn mir nichts dir nichts zu einem Rendezvous auf dem Niederstein einzuladen, schon seine Meinung sagen. Und zwar so rückhaltslos offen, daß sein Köfferchen keine zwölf Stunden mehr in dem kleinen Giebelzimmerchen des Neidbergschen Häuschen stehen würde! . . .

Er schwelgte schon im voraus in Triumphen! . . .

Und als aus einer verborgenen und bisher sorgsam verschlossenen Gedächtniskammer plötzlich das Bild seiner kleinen, lieben, süßen Mädie auftauchte und vor seinen Augen gaukelte — da wußte er, daß er nach dieser unangenehmen Aussprache mit der Industrietochter — wie er sie immer wieder nannte — schnurstracks, mit dem nächstfälligen Zuge nach Berlin zurückreisen würde, um seinem geliebten Fräulein Meier zu Füßen zu fallen und alles Geschehene vergessen sein zu lassen . . .

Und dieser unwiderrufliche Entschluß gab ihm Zuversicht und Laune für die bevorstehende Schlacht.

Er bog, nach den Angaben des alten Neidberg, auf einen Feldweg zur rechten Hand ab. Als er in die Höhe blickte, sah er oben das Marterl auf dem Gipfel des kleinen Berges, der in einer knappen Stunde zu bewältigen war.

Und als er zehn Minuten sanfter Steigung hinter sich hatte, erblickte er zwischen den feuchten Fichtenstämmen ein himmelblaues Kleidchen, beschwichtigte mit einer instinktiven Handbewegung sein Herzklopfen und rief:

„Hallo!“

Das himmelblaue Fräulein drehte sich schnell um und winkte dem kühnen Nach-Steiger lustig zu:

„Herr Baron Klewenberg?“

Jetzt stand Wildhorn neben Sigrid Pretorius, lüftete seinen Hut, verneigte sich und sagte:

„Jawohl, gnädiges Fräulein von Neidberg-Simmring!“

Sigrid errötete. Nur der Freundin zuliebe hatte sie sich für diese Rolle hergegeben. Ihr selbst hatte nur das Spinnen des Planes Spaß gemacht. Nun wäre sie beinahe von der Ausführung zurückgeschreckt. Was, wenn dieser verkappte Dichter sich tatsächlich als Mitgiftjäger entpuppte? Das mußte doch dann, später, bei der Aufklärung einen Riesenskandal geben! . . . Aber, wer A sagt, der muß auch bis zum Z gehen, sagte sich Sigrid und spielte weiter Fräulein von Neidberg-Simmring . . .

Wildhorn fand das niedliche, ein wenig blasse Gesichtchen nett und sympathisch, gestand sich aber, daß dies noch kein Grund zu lebenslänglicher Verbindung wäre. Sie soll nur selbst davon anfangen, beschloß er mit teuflischem Lächeln bei sich. Dann meinte er:

„Gnädiges Fräulein bedauern wohl unendlich, daß hier herauf noch keine Autostraße gelegt ist?"

„Im Gegenteil!" entrüstete sich Sigrid. „Und wenn, dann wohl höchstens Ihrer armen Lackstiefelchen wegen, die nach dieser kleinen Tour wohl zum Schuster werden wandern müssen!"

„Zuviel Mitleid!" engegnete Wildhorn ironisch. „Sie müssen meine unsachgemäße Bergausrüstung entschuldigen. Ich habe in der Eile vergessen, mir den Lodenanzug und die genagelten Bergschuhe anzuziehen und bin auch weder mit Eispickel noch mit Seilen versehen."

„Ach, wenn Sie schwindel . . . frei sind, wird schon alles gut gehen!" sagte Sigrid beziehungsvoll. „Im Notfall kann ich Sie ja stützen."

„Danke ergebenst! Ich habe es immer so gehalten, daß ich gerne auf — — eigenen Füßen stehe, mein Fräulein! . . . Wenn Sie sich auch stark genug fühlen, die schwierige Tour — — ohne Unterstützung zurückzulegen, dann kann in den zwanzig Minuten, die dieser Aufstieg auf den Riederstein-„Gipfel" noch beanspruchen wird, wohl kein Unglück passieren!"

„Sie sind eigentlich ein paar Tage früher gekommen, als Sie ursprünglich beabsichtigten?" fragte Sigrid unschuldig.

Da antwortete Waldhorn beinahe grob:

„Gnädiges Fräulein, wenn es nach mir gegangen wäre, so hätte ist diesen Ausflug an den Tegernsee wohl noch um . . . um einige Jahre verschoben, bis ich einmal selbst Lust dazu gehabt hätte!"

„So, so? Sie hatten also gar keine Lust, herzukommen?"

„Ich bin nur der gehorsame Neffe meines Herrn On els."

Seine Gereiztheit war Musik in Sigrids Ohren. Sie mußte ihn noch mehr aufstacheln, um die ganze Wahrheit zu erfahren.

„Es tut mir leid, Herr Baron, Sie so schwer enttäuscht zu haben! Nun, vielleicht werden Ihnen die landschaftlichen Reize einige Entschädigungen für das Ausbleiben der gesellschaftlichen bieten!?"

„Ach, wissen Sie — auch der Grunewald kann seine Reize haben . . ."

„Wenn man mit lieben, netten Menschen darinnen spaziert, meinen Sie sicherlich?"

„Gewiß!" antwortete Wildhorn prompt und wunderte sich selbst über seine unvergleichliche Unverfrorenheit und Ungalantheit.

Sigrid blieb stehen.

„Hier ist ein trockener Stamm. Wollen wir ein wenig ausruhen?" Und sie setzte sich.

„Danke. Ich bin noch nicht müde." Wildhorn ärgerte sich über diese plumpe Inszenierung. Offenbar sollte er sich jetzt neben sie hinsetzen, und auf einmal würde dieser nette Mädchenkopf wie zufällig an seine Schulter sinken und — sie hätten sich gekriegt.

„Wenn Ihnen das alles hier so mißfällt," sagte Sigrid, „und wenn Sie so gar keine Lust hatten, den landschaftlich so hervorragenden Grunewald mit dem Tegernsee zu vertauschen — darf ich dann fragen, weshalb Sie eigentlich hierhergekommen sind, Herr Baron?"

Das war zu stark! gestand sich Wildhorn. Darauf gehörte ein grober Klotz. Und er machte sich jäh von allen Bedenken, von aller Konvention frei, atmete tief auf und platzte heraus:

„Weil ich Ihnen eine Liebeserklärung machen und Sie daraufhin heiraten sollte, gnädiges Fräulein!"

Sigrid verriet mit keiner Miete Empörung oder Erstaunen.

„Nun, und jetzt?" fragte sie.

Wildhorn war starr. Dann sagte er grimmig:

„Und jetzt? Jetzt will ich nicht! Verstehen Sie, ich will nicht! Ich habe nie gewollt, und ich unternahm diese entsetzliche Fahrt nur unter Zwang. Teils aus Trotz, teils aus Apathie, teils, um meinem Onkel gefällig zu sein . . . Ich sehe, gnädiges Fräulein, daß Sie offenbar ein durchaus sympathisches menschliches Wesen sind, ich vermute, daß ich Ihnen trotz meiner Ungeschlachtheit und Grobheit nicht durchaus widerwärtig bin, aber ich sehe nicht ein, weshalb ich Sie gleich heiraten soll!..."

Sigrid hätte hell auflachen können.

„Nach dieser wundervollen Nichtliebeserklärung, die an Deutlichkeit wahrhaftig nichts zu wünschen übrig läßt, frage ich Sie, wie Sie sich die weitere Entwicklung der Dinge denken?"

„Aber, mein gnädiges Fräulein — was glauben Sie, wieviel deutsche Dichter es gibt, die sich eine Ehre daraus machen werden, das hübsche Fräulein von Neidberg-Simmring heimzuführen! . . . Wenn es durchaus ein Dichter sein muß!?"

„Darauf hatte ich mich allerdings kapriziert . . ."

„So? Na, ich werde mir erlauben, Ihnen gelegentlich den Kürschner und andere Literatenverzeichnisse zuzusenden. Da haben Sie dann eine riesige Auswahl. Was bevorzugen Sie denn? Lyrik, Drama, Humor oder Wissenschaft?"

„Eigentlich den Roman . . ."

„Das habe ich mir gedacht. Sehr schmeichelhaft. Aber — — wenn ich noch deutlicher werden muß, dann bitte: ich bin nicht mehr frei, Fräulein von Neidberg!"

Endlich! jauchzte Sigrid innerlich. Sie tat außerordentlich befremdet und auch ein wenig beleidigt.

„Nicht mehr frei, Herr Baron? Das erfahre ich jetzt?"

„Jawohl, das erfahren Sie jetzt! Ich liebe ein kleines, unscheinbares Tippfräulein, das Sie von der hohen Gesellschaftsperspektive glatt übersehen würden!"

„So? Und warum sind Sie nicht bei ihr?"

„Weil wir momentan . . . überworfen sind miteinander . . . Das kann ich Ihnen nicht erzählen, mein Fräulein . . . Aber jedenfalls war mein Entschluß, zu diesem Mädchen, das, nebenbei erwähnt, den gleichen Vornamen trägt wie Sie, zurückzukehren, schon gefaßt, ehe ich diesen Gang nach Kanossa antrat! So, jetzt wissen Sie alles. Ich kehre jetzt mit Ihrer gütigen Erlaubnis um, hole meinen Koffer und fahre schleunigst nach Berlin zurück!"

„In den Grunewald?"

„Jawohl. In den Grunewald!"

Sigrid blickte auf ihre Uhr. Jetzt mußte Mädie schon unten sein!

„Schön," sagte sie kühl. „Da müssen Sie sich aber beeilen, wenn Sie den Abendzug nach München noch erreichen wollen!"

„Dank für die Besorgtheit! Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein, und nichts für ungut, daß — wir uns nicht geheiratet haben! . . ."

„O, bitte sehr!" rief Sigrid ihm nach. „Und vergessen Sie nicht, mir den Dichterkatalog zu schicken! . . ."

Wildhorn sah sich nicht mehr um und hastete in Riesensprüngen den Waldweg hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Wo das Leben quillt . . .

Von Freiherrn v. Hünefeld, dem soeben heimgekehrten deutschen Ozeanflieger.

Wo das Leben quillt,
Heißt es: „Nimmermehr verzagen!"
Heißt es: Tief im Herzen tragen
Seiner Sehnsucht Wappenschild;

Daß es, selbst in dunkler Nacht,
Gleich dem flammenden Fanale,
Jeden Zweifel überstrahle,
Der uns krank und elend macht!

Wie des Feuers heiße Glut
Soll durch unsre Adern rinnen
Kraft zu siegendem Beginnen
Und des Wollens Wagemut;

Bis die Segensstunde schlägt,
Da die Saat, die unsre Hände
Legten, reift, und reiche Spende
Uns des Ackers Boden trägt!

Im Ruderboot von Posen nach Danzig.

Von Wichard Hahn, stud. rer. pol., Posen.

Endlich waren wir so weit, unser Ziel, unsern Traum und unsere Sehnsucht, die „große Fahrt“, erfüllt zu sehen. Allerdings konnten wir erst reichlich spät auf die weite Fahrt gehen, denn jeder von uns dreien hatte noch dies und jenes zu besorgen und zu kaufen, was ihm für die lange Zeit der Freiheit und Ungebundenheit unentbehrlich schien. Na — und wie das nun mal in der Welt ist: drei Köpfe — drei Sinne. Um vier waren wir im Bootshaus. Bis wir alles reise- und wetterfest verpackt hatten, war es halb sieben geworden, und so gingen unsere Ansichten, ob heute oder erst morgen in aller Frühe zu fahren, auseinander. Es fehlte uns noch, daß der Dritte gesagt hätte: „Ueberhaupt nicht gondeln“ — da hätte es wohl bei uns beiden älteren ein großes Halloh gegeben, denn was hatten wir nicht für Pläne und Reiserouten an vielen Winterabenden geschmiedet, und wir wollten doch nun mal raus aus unseren „vier Pfählen“ und nicht nur immer auf unserem Heimatbache bis zur deutschen Grenze und aufwärts, bis man im Sande stecken bleibt, fahren. Es sollte eben mal etwas sein, was sozusagen über unsere Verhältnisse ging, denn bislang war eine Fahrt von über 200 Kilometern schon eine Leistung in unserm Rudergebiet, und damit wollten wir eben brechen. Wie viel Pausen hatten wir im Pennal verschwatzt und propagandiert für diese Fahrt „über Land und Meer“! Denn wir beide hatten die Absicht, zu drei oder mindestens zwei Booten aufzubrechen. Aber schließlich mußten wir uns zufrieden geben, daß wir eine Zweiermannschaft zusammen hatten. —

„Ueber Land und Meer“ — wirklich über Land mußten wir auch, allerdings nicht so weit und mit nicht so vielen Anstrengungen wie einst die Wikinger mit ihren Schiffen; denn **Danzig** hatten wir als unser Ziel bestimmt, und da wir keine Päſſe zu diesem Zweck bekommen konnten, mußten wir die Warthe aufwärts „trecken“, anstatt abwärts, um dann die Netze hoch fahren zu können. Das klingt zwar anfänglich etwas paradox: die Warthe aufwärts und die Netze „runter“, anstatt die Warthe abwärts und die Netze „hoch“, aber man kann halt durch Paradoxie auch zum Ziele gelangen. Und schließlich warum soll man es auch nicht, zumal einen die Paßgewalt dazu zwingt? Wenn die Fahrt auf diese Weise auch länger dauerte als unter gewöhnlichen Verhältnissen, wir hatten ja lange Zeit, noch ganze sechs Wochen der großen Ferien konnten wir uns auf den Gewässern herumtreiben und der Großstadtluft Valet sagen.

Schließlich um halb sieben nachmittags waren wir startbereit. Unsere „Hexe“ — so hieß der Doppelzweier — lag fertig gepackt am Schlipp und schupperte schon ungeduldig an der Kette, denn der Abschied im Bootshaus dauerte natürlich länger als bei kleineren Ausfahrten. Vor allem strömte der Bootswart mit einem Schwall von Ermahnungen auf uns ein, denn wir waren doch „Schüler“, die angeblich die Boote immer entzweimachten, wenn sich hinterher herausstellte, daß etwas fehlte oder defekt war. Und als wir nun endlich im Boot saßen, da war die Sonne schon bedenklich tief über die Häuser von Wilda gesunken, und wir mußten uns tüchtig ins Werk legen, wenn wir heute noch etwas „schaffen“ wollten. Ein Zweier begleitete uns einige Kilometer bis zur Windecke. Noch mal eine „Kunstpause“, noch mal Abschiednehmen, allerdings mit mehr Neckerei als im Bootshaus. Unsere Begleiter kamen dicht längsseits und besahen sich unsere Jolle. Und als sie, wie sie zu sagen beliebten, das letzte Mal ihre Augen über die schmucke „Hexe“ gleiten lassen konnten, da drehten sie ab, unter einem Schwall von Verhöhnungen unsererseits. „In der Hoffnung, sie noch gesund und bei alten Kräften wiederzufinden, wenn wir aus der Fremde wiederkämen,“ trennten sich unsere Wege.

„Gott sei Dank, daß diese Kerle fort sind,“ hieß es gleich bei uns im Boot, denn mit unserem schwerbeladenen Kahn mitzuhalten, war doch ganz höllisch. Jetzt sahen wir ein, daß wir zu viel mitgenommen hatten, und die nächste Strecke Weges stritten wir über Sachen, die wir besser zu Hause gelassen hätten. Jeder behauptete, daß seine Sachen, die er mit habe, unbedingt wichtig seien und daß er ohne sie nicht leben könne. Nur in einem Punkt waren wir uns einig: die verflixten blauen Anzüge, daß wir die haben mitschleppen müssen! In zwei kleinen Köfferchen waren sie verstaut und nahmen einen gewaltigen Platz ein. Blaue Hose mit weißem Sweater hätten unserer Meinung nach genügt; aber wir mußten ja „comme il faut“ auftreten. Leider ist mit jedem Bootshaus eines Rudervereins keine Plätterei für verknüllte blaue Anzüge von Wanderruderern verbunden! Diese Unterhaltung endete zuguterletzt in einem Kompromiß, denn die Hälfte unserer Sachen über Bord werfen, das konnten wir nicht; allerdings nicht aus Rücksicht auf uns, sondern auf unseren Bootswart, der sicher jetzt schon für seine entführte „Hexe“ bebte. Na — und wären verschiedene Kleidungsstücke und Ersatzteile eine Stunde später am Bootshaus vorbeigetrieben, dann hätte einen Tag darauf in der Zeitung eine große Traueranzeige gestanden, die wir bei Gelegenheit in irgend einem kleinen Nest hätten lesen können.

Uns beschäftigten bald viel lebenswichtigere Fragen. Im Boot gluckte es sehr verdächtig, das hatten wir schon lange bemerkt, aber es wurde immer schlimmer, und einige Kilometer weiter kam uns die „Bescherung“ schon über die Planken. Wir mußten an Land und „schöpfen“. Eine feine Arbeit, wenn man auf Wanderfahrt ist und erst aus Heck und Bug alles auspacken muß, um diesem hinterlistigen Eindringling an den Kragen gehen zu können. Aufgefahren waren wir nirgends, ein Leck sollte nach den Versicherungen unseres Bootswartes am Boote nicht zu finden sein. Aber die Hitze der letzten beiden Wochen, bei der konnten wir uns bedanken. Das Boot war vor der Fahrt gesperrt worden — denn für eine so lange Fahrt mußte es sich doch ausruhen — und war in der Hitze spack geworden, und den Erfolg, den hatten wir jetzt im Boote. Also wieder zehn Minuten Kunstpause, das heißt eigentlich war dieses hier weniger Kunst- als höhere Gewaltspause, die im allgemeinen auf Wanderfahrten sehr beliebt sind, da niemand von der Mannschaft dafür verantwortlich ist. Aber heute waren wir ja noch bei vollen Kräften. Da entschlüpft dem friedlichsten Ruderer ein fluchartiges Wort, zumal wenn man sich, wie wir, der Dunkelheit wegen beeilt, um wenigstens noch nach Unterberg zu kommen. Schnell wurde wieder alles eingepackt und die Fahrt fortgesetzt in der guten Hoffnung, daß es nicht in dem Sinne: „Raus aus der Jolle — rin in die Jolle“ weitergeht. Und wir mußten irgendwo Mitleid gefunden haben, denn diesen Abend waren wir nicht mehr gezwungen, Wasser zu schöpfen. Das Holz war mit der Zeit gequollen und ließ nicht mehr so viel durch.

Bald war es dunkel geworden. Das Ufer erschien nicht mehr deutlich bei der Fahrt. Es „fluschte“ auch in der Tat. Die Hitze hatte merklich nachgelassen, und so konnten wir bis zu unserem Ziel für diesen Abend, Unterberg, gut Tempo halten. Gemäß der Wanderrudertradition opferten wir am Poseidontümpel, um vom Wettergott für unsere Fahrt günstige Witterung zu erflehen. Gegen zehn Uhr legten wir im Unterberger Wald, unweit der Badeanstalt an. Ein historischer Moment der Fahrt: der erste Kriegsrat. An dieser Einrichtung hielten wir die ganze Tour über fest, und jeden Abend beim Lagerfeuer wurde die nächste Marschroute festgelegt. Nun kam das letzte „Schöne“ für diesen Tag: Zelt aufstellen. Stockduster, ein neues Zelt, mit dessen feinerer Aufstelltechnik wir noch nicht vertraut waren. Alle drei freuten wir uns, schon in fünf Minuten die Romantik des Zeltlebens kennen zu lernen. Aber wir mußten uns noch einige fünf Minuten länger gedulden. Kaum hatten wir die wackligen Wände zum Stehen gebracht, da stieß einer mit den Füßen in der Dunkelheit an eine Verstrebung, und der ganze stolze Bau sank, ein jämmerliches Nichts, in sich zusammen. Endlich hatten wir es so weit, allerdings war uns diese Schöpfung aus Stricken und Tüchern noch einigemal umgefallen, und wir konnten einziehen. Unser Gepäck wurde verstaut, denn das Boot sollte zwecks kräftiger Durchflutung unter Wasser gesetzt werden, damit das Holz ganz undurchlässig würde. Zur Sicherheit — wir befanden uns nicht fern von menschlichen Siedlungen — stellten wir Nachtwache aus. Jeder sollte eine und eine halbe Stunde Posten stehen. Auf 3 Uhr war der Aufbruch angesetzt. Es war dies das einzige Mal auf der Fahrt, daß Wache gehalten wurde. Wir sahen ein, daß bei jeder Ablösung beide im Zelte geweckt wurden und daß sich die ganze Mannschaft alle anderthalb Stunden ein „Gute Nacht“ oder „Guten Morgen“ wünschen konnte. Aber gerade diese Nacht konnten wir unserm Schöpfer danken, daß wir die ganze Zeit über „Wache geschoben“ hatten. Als die letzte Ablösung so gegen zwei Uhr morgens ihre Pflicht tat und am Ufer, in Decken und Mantel eingehüllt, lag, die Geisterstunde war zwar schon vorbei, da wußte sie im Halbschlafe anscheinend nicht, ob sie träumte. Bisher war die Entfernung zwischen dem Boot, das am Abend auf eine vorgelagerte Sandbank gezogen war, immer dieselbe geblieben, und jetzt mit einem Male vergrößerte sich der Abstand immer mehr. Was da im Spiel war, ob Flußnixen oder andere überweltliche Gewalten, es mußte untersucht werden. Mit einem Ruck rüttelte er sich aus seinem Halbschlafe auf und sah die Bescherung. Das Wasser war in der Nacht um einige Zentimeter gestiegen und hatte die „Hexe“, die wir am Abend fest auf diese überspülte Sandbank gesetzt hatten, langsam gehoben — die Leine hatte sich anscheinend auch gelöst — und wollte nun unser Boot entführen. Schnell fielen Mantel und Ruderdreß zur Erde. mit einem Satz war er in der Warthe und hatte nach einigen kräftigen Stößen schwimmend das Boot erreicht und wieder zurückgeholt. Es war uns jedenfalls eine sehr gute Lehre; von jetzt ab wurde der Kahn nie wieder auf eine Sandbank gezogen, sondern fest an das Ufer gebunden. Hätten wir indessen alle drei geschlafen und nicht abwechselnd gewacht, — die Gesichter am Morgen, wenn wir in das Boot hätten steigen wollen, wären sicherlich schön gewesen!

(Fortsetzung folgt.)

Von Tieren, die gehaßt werden!

So sehr die meisten Menschen Tiere im allgemeinen lieben, gibt es doch einige Tierarten, auf die sich nur Haß und Abscheu sammeln. Zu diesen gehört in erster Linie die **Hyäne**. Man kann es in den Zoologischen Gärten beobachten, wie die Besucher um den Käfig der Hyäne einen weiten Bogen machen, nicht nur weil der bestialische Geruch ihnen unerträglich ist, sondern weil

der gierig-schleichend-heimtückische Ausdruck sie abstößt. Von der Hyäne werden denn auch wie von kaum einem andern Tier die schrecklichsten Schauergeschichten erzählt. Im Altertum behauptete man, daß die Hunde Stimme und Geruchsinn verlören, wenn nur der Schatten einer Hyäne sie träfe. Außerdem war man der Meinung, daß die Hyäne beide Geschlechter in sich vereinige und bald als männliches, bald als weibliches Tier aufzutreten vermöge. Die Araber besonders sind reich an Sagen über dieses unheilvolle Tier, glaubt man doch steif und fest, daß ein Mensch, der etwa ein Hyänengehirn ißt, wahnsinnig wird. Der Kopf einer erlegten Hyäne wird vergraben, um nicht bösen Zauberern Gelegenheit zu verhängnisvollen Beschwörungen zu geben. Im Grunde glaubt man dort wohl, daß die Hyänen verkappte Zauberer sind, die bei Tage in Menschengestalt umhergehen, des Nachts aber sich in Hyänen verwandeln, um desto sicherer Verderben bringen zu können.

Das äußere Aussehen der Hyäne rechtfertigt unbedingt die Abneigung, die der Mensch gegen sie hat; auch die Stimme ist kreischend und unheimlich und die Bewegungen ungelenk und hinkend. Ist es ein Wunder, daß ihre Lieblingsspeise das stinkende Aas ist, das von den edlen Raubtieren verschmäht wird? Nur wenn sie kein Aas finden, greifen sie lebendige Tiere an, doch stets nur die schwächsten und wehrlosesten unter ihnen; denn die Hyänen sind feige, was man ihnen auch ansieht. Trotz ihrem Raubtiergebiß und ihrer Kraft haben sie keinen Mut. Finden sie jedoch ein Aas, so ist ihre Aufregung unbeschreiblich. Es beginnt ein Gekrächz und Gekreisch und Geheul, als wäre die Hölle losgelassen. —

Die leichenfressende Hyäne ist im Innern Afrikas sozusagen Totenbestatter: die Leichen der Sklaven werden ihnen zum Fraße hingeworfen; in Südostafrika wird ihnen nachgesagt, daß sie zur Nachtzeit die nur leicht verscharrten Leichen der Hottentotten ausgraben und verzehren. Den Karawanen, die durch die Wüsten und Steppen ziehen, folgen sie stets in größerer Zahl, als rechneten sie darauf, daß bei dieser Reise bestimmt auch für sie eine Beute sich ergeben müsse. Von der gefleckten Hyäne, die die bei weitem abstoßendere Schwester der streifigen Hyäne ist, wird erzählt, daß sie Kinder wegschleppt.

Auch der Schakal erfreut sich keineswegs der Zuneigung der Menschen. Sein nächtliches Geheul kann in seiner Heimat sehr störend werden, und die Morgenländer verfolgen ihn deshalb mit ihrem Haß. Außerdem macht er sich auch durch seine Raubgier im höchsten Maße unbeliebt, spielt er doch die Rolle des Marders im Hühnerstall. Auch Lämmer und Ziegen sind nicht vor ihm sicher. Die Morgenländer sagen ihm nach, daß er auch Menschen angreift, zum mindesten Kinder und Kranke, die sich nicht wehren können. Besonders gefährlich wird er, wenn er von der Tollwut befallen wird und nun in den Dörfern die Haustiere beißt, die an der Wirkung des Wutgiftes elend zugrunde gehen. Besonders auf Ceylon klagt man sehr über diese Erscheinung.

Dennoch gibt es Forscher, die draußen in der Wildnis junge Hyänen und Schakale einfangen und so zu zähmen verstehen, daß die Tiere alle Falschheit und Hinterlist ablegen und treu und anhänglich werden wie Hunde. Wahrscheinlich ist auch hier wieder festzustellen, daß all die sogenannten „schlechten Eigenschaften“ nur in dem Kampf ums Dasein hervorgerufen werden; wird ihnen dieser Lebenskampf erleichtert, wie es in der Gefangenschaft geschieht, so verlieren sich die unangenehmsten ihrer Instinkte, und es ist möglich, sympathische Tiere aus ihnen zu machen, wie es viele Beispiele beweisen.

P. K.

Phosgen als Gift.

Von Professor W. Straub.

Die Hamburger Phosgen-Vergiftungen haben alarmierend gewirkt. Vielfach wird befürchtet, daß derartige Unfälle sich gelegentlich wieder ereignen könnten, besonders in Industriegebieten. Da ist es von besonderem Wert, zu erfahren, was ein bekannter Pharmakologe dazu zu sagen hat.

Die Schriftleitung.

Das Phosgen oder Chlorkohlenoxyd ($COCl_2$) ist für die Technik der Chemischen Industrie ein wichtiges Reagens; es ist ein labiler Körper, der seine zwei Chloratome leicht austauscht und an ihrer Stelle zwei große Moleküle anlagern kann. Der dabei bleibende Rest der Phosgens ist CO oder im Verband größerer organischer Moleküle die allbekannte Ketogruppe. Auf diese Weise kommt man zum Beispiel zu dem bekannten Farbstoff Fuchsin und vielen anderen. Die Farbstoffindustrie kennt die Gefahren des Phosgens sehr genau; sie läßt es infolgedessen nicht lagern und fabriziert jeweils gerade nur soviel, als sie für eine laufende Fabrikation braucht. Es ist nicht anzunehmen, daß auch in größeren Farbstoffbetrieben nennenswerte Mengen von Phosgen gelagert werden.

Chemisch ist Phosgen ein Gas, das sich schon unter wenig Druck zu einer Flüssigkeit kondensieren läßt. In dieser Form ist es haltbar und transportabel. Sobald es aber mit feuchter Luft in Berührung kommt, zersetzt es sich. Dabei entsteht als Giftsubstanz zunächst freies Chlor. Dieses Chlor reagiert weiterhin unter Bildung von Salzsäure. Die Reaktion geht natürlich in größtem Maße auf der Lungenoberfläche vor sich, und das hier freiwerdende Chlor sowie die Salzsäure rufen Verätzungen und Bronchiopneumonie hervor. Dazu kommt, daß noch nicht zersetztes Phosgen lipoidlöslich ist, in lebende Zellen eindringen kann und erst innerhalb dieser mit Wasser die freie Säure entstehen läßt, was natürlich den sofortigen Zelltod bedingt. Somit hat das Phosgen auch nach der Einatmung und nach der Resorption noch eine weitere Tiefen- und Fernwirkung. Diesen Eigenschaften verdankte das Phosgen seine Verwendung im Kriege als Kampfgas.

Phosgen war übrigens schon vor dem Kriege und sogar vor seiner technischen Verwendung in der Farbstoffindustrie von toxikologischer Bedeutung, denn es entsteht auch, wenn die Dämpfe von Chloroform mit einer freien Flamme (Leuchtgas, Petroleumlampe, Kerze) in Berührung kommen. So kamen in Zeiten, als Operationsräume noch nicht mit elektrischer Beleuchtung ausgestattet waren, Phosgenvergiftungen vor. Solche können auch heute noch entstehen, wenn bei Notoperationen in primitiven Räumen bei künstlicher Beleuchtung mit Chloroform narkotisiert werden muß. Auch altes, schlechtes Chloroform kann, besonders bei Zutritt von Luftfeuchtigkeit, sich so zersetzen, daß merkliche Mengen von Phosgen entstehen und im unzersetzten Chloroform sich lösen. Deshalb prüft die Pharmakopoe das Narkosenchloroform daraufhin und schreibt speziell auf Phosgengehalt gerichtete Prüfungen vor.

Aus aller Welt.

Uraufführung einer Händel-Oper in Leipzig. Am Städtischen Theater in Leipzig fand am 14. Juni die Uraufführung der Oper „Alcina“ von Händel statt. Die Bühnenbearbeitung stammt von Hermann Roth.

Hier wird der Käse zum Bahnhof gerollt. Wo? In Alkmaar, bei Amsterdam. Denn dort ist der größte Käsemarkt der Welt, und es handelt sich um nicht weniger als um acht Millionen Kilo Käse. „Es ist ein Dorf aus Käse. Wo man hinsieht, wo man hintritt, sind Käsekugeln aufgestapelt. Es ist Hollands Kriegsmunition. Damit erobert es sich die Erde. In Alkmaar treffen sich die Käsenapoleons. Sie drücken und heben die Preise, wie es ihnen paßt. Hier wird der Käse in die Schiffe geladen und nach Westindien, Deutschland, Java und Irland verfrachtet. Einmal in der Woche ist großer Markt, am Freitag ist Käsetag. Die schönsten Bauerntypen laufen da herum und schimpfen mächtig, wenn ihnen die amerikanischen Touristen in den Weg kommen. Die Käsekugeln werden buchstäblich in die Schiffe gerollt.“ So ungefähr erzählt der bekannte Karikaturist Kelen in der neuesten Nummer (Nr. 25) des „Illustrierten Blattes“, Frankfurt am Main. Anschaulicher noch sind seine Zeichnungen, die er seinen Worten beigibt. Die gleiche Nummer bringt einen reich illustrierten Artikel „Am Rande des Derby“, aus dem man erfährt, wie dieses englische Rennen sich von Jahr zu Jahr mehr zu dem gewaltigsten Volksfest auswächst, das die moderne Welt des Westens kennt. Hunderte von Lagerfeuern flackern schon die Nacht vorher um den Rennplatz herum, denn unzählige schlafen dort irgendwo im nebelfeuchten Gras, oft nur mit einem Mantel oder mit Zeitungspapier zugedeckt, um zuerst da zu sein. Ein andere Artikel berichtet von dem größten Strandklub der Welt, der sich dreißig Minuten von Hollywood befindet und eben im Begriff ist, sich ein neues Klubhaus von achtzig Meter Höhe zu errichten. Unter den aktuellen Bildern verdienen solche, die sich mit den Auslandschinesen, mit dem Eisenbahnunglück in Siegersdorf, mit dem Staffellauf Potsdam-Berlin sowie mit einer Sechzehn-Millionenerbschaft beschäftigen, besondere Erwähnung. Der Kunstbericht bringt Bilder von den Aufführungen der Oper „Die Aegyptische Helena“ von Richard Strauß in Dresden und Wien sowie von der neuen Reinhardtpremière „Artisten“. Das Heft ist von Anfang der Woche an für zwanzig Pfennig zu haben.

Das schnellste Wesen der Welt. Ein englischer Gelehrter hat ein Insekt studiert, eine südamerikanische Fliege, die unter dem Namen Cephenemya bekannt ist. Dieses Tierchen wird von dem Gelehrten als das schnellste Wesen der Welt bezeichnet; es bewegt sich nämlich mit einer Geschwindigkeit von 1230 Kilometern in der Stunde fort. Das ist ungefähr 342 Meter in der Sekunde. Mit aller Kraft, die dieses Insekt entwickeln muß, fliegt es doch so leicht, daß man es wie einen hellen Punkt vorbeischießen sieht. Wenn es den Menschen möglich würde, ein Flugzeug zu bauen, das eine solche Geschwindigkeit erreichte, dann würde damit die augenblickliche Höchstgeschwindigkeit verdreifacht werden.

Fröhliche Ecke.

Gedankenverbindung. „Dieser Tempel ist 3000 Jahre alt.“ — „Ach ja, Erwin, und wir sind nun auch schon vierzehn Tage verheiratet.“

Daher. „Warum hast du denn keine Haare auf dem Kopf, Onkel?“ — „Weil ich so sehr mit dem Kopf arbeiten muß, daß die Haare nicht wachsen können; mein Gehirn ist so beschäftigt.“ — „Ach so; jetzt weiß ich auch, warum Mutti kein Schnurrbart wächst.“

Der gute Schwiegersohn. Schwiegermutter (grollend): „Das ist aber arg, lieber Herr Sohn! Als ich heute morgen ankam, gabst du mir nicht mal einen Kuß.“ — „Sei nicht böse, Mama. Wenn du fortgehst, bekommst du dafür zwei.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań